

Wo das Netz des Planktonfischers wie eine Zwergenkappe im Wasser treibt, wird es eng für die Winzlinge, die sich sonst so gern dünn machen und entschweben.

Der Planktonfischer

Von Heinz Emmenegger (Text) und Peter Fischli (Bilder)

AUGEN ZU: Fünf Minuten Blindfahrt durch die Ostschweiz. Der Planktonfischer will den Standort des Gewässers nicht preisgeben. Augen auf: Kühe, Mais, Weiden, weiter weg ein Gehöft. Das Gewässer mittendrin ist voller Plankton, Wasserflöhe stossen sich ruckartig durch ihr Lebenselixier. Wasserflöhe sind Plankton, aber Flöhe sind sie nicht. Wasserflöhe sind Kleinkrebse, Süsswasserkrill,

einen bis drei Millimeter gross, blutrot und im Sommer die Beute von Marc Zeier, dem Planktonfischer.

Plankton ist eine Art zu leben, die uns Landbewohnern etwas fremd geworden ist oder zumindest fremd erscheint, da wir uns der obersten Ebene der Fresskette im Wasser doch viel näher fühlen: wendigen, hübschen Fischen, die Beute suchen und mit einem im

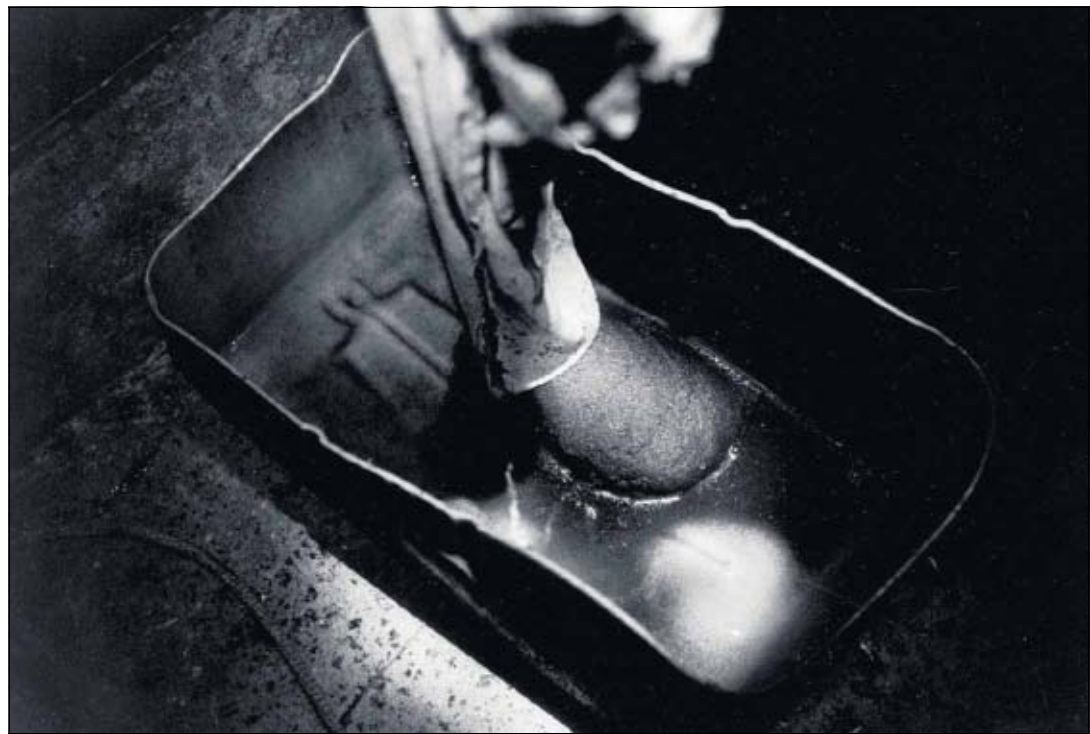
Fischhirn gut kalkulierten Flossenschlag sich ans Opfer heranbringen, um danach zu schnappen. Plankton aber heisst schweben, sich treiben lassen, immerzu filtrieren und selbst filtriert werden, hiesse für uns aufrechte Wirbeltiere vielleicht zapfen und shoppen, surfen und googeln und nicht erfinden und produzieren. In diese dahintreibende Welt senkt der Planktonfischer sein Netz und fischt einen



Plankter bewegen sich in Wasser wie in Honig, Sinken und Steigen ist für sie essenziell. In den Mustern, die sie zuweilen bilden, steckt mehr Eigen- und Gemeinschaftssinn, als der erste Blick erkennen mag.



Handgriffe über dem Wasser verknüpfen sich zu Handlungen, um Plankton zu strudeln.



Das im Wasser schwebende Leben wird endlich fassbar und zeigt sich körnig glänzend.

kleinen Teil davon ab. – Als Marc Zeier vor vierundzwanzig Jahren am Anfang seiner Künstlerkarriere stand, erhielt er das Angebot, sich ein Zweitleben zuzulegen. Er wurde Planktonfischer und kaufte seinem Vorgänger Material, Wissen und Bewilligungen ab. Viele Jahre lang hat er Kunst und Plankton auseinander gehalten, obwohl seine Installationen und Videos sowie das Soundprojekt «G*Park» immer wieder Natur in Farben und Tönen ab- und umbilden. Erst in jüngster Zeit durften die kleinen Krebse in seinem Atelier Einzug halten. Mit speziellen Mikrofonen hat er ihren Gesang und ihr Geschabe aufgenommen. Für eine der daraus entstandenen Installationen belohnte ihn die Stadt Zürich denn auch prompt mit einem Preis.

PLANKTON MACHT ALSO KRACH. Am lautesten benehmen sich die Krebse im Plankton, darunter als bekanntester und grösster Vertreter der Krill aus den südlichen Meeren, Futter für Wale, Robben und Pinguine. Plankton sein heisst sich nicht oder wenig gegen horizontale Wasserströmungen durchsetzen können. Und das trifft auf viele Organismen aus allen Klassen zu. Bakterien sowie pflanzliche und tierische Einzeller, Algen oder Rädertiere, sind die kleinsten Plankter und stehen sowohl am Anfang der Nahrungskette als auch am Anfang der Evolution. Es kommen Mehrzeller dazu, Verbände von Algen, einfache Wirbellose, Würmer, Krebse und als grösste Plankter die Quallen. Ferner verbringen die meisten Fische und höheren Krebse in Form von Eiern und Larven ihre Kindheit als Plankton, ehe sie genügend gross und kräftig sind, um aus eigener Kraft durchs Wasser zu pfeilen, worauf sie dann Nekton genannt werden. Nekton ist Leben, das sich selbst in die Flossen nimmt und Ahnungen hat, wenn es in Netze oder an Haken gerät, wo es sich zuweilen heftig wehrt und den Angler zum Sportler werden lässt.

Wasser bietet kleinen Lebewesen mehr Widerstand als grossen, darum bewegen sich Einzeller im Wasser wie in Honig. Dementsprechend sinken sie nicht so rasch ab wie die grösseren Lebewesen. Sinken und Steigen sind für sie essenziell. Sinken kann einfach den Tod bedeuten für Plankter, die zu wenig Auftriebshilfen haben wie zum Beispiel Gasblasen oder Fortbewegungsmittel wie Geisseln oder Beinchen. Sinken kann aber auch Überleben bedeuten, wenn die Winzlinge dadurch Räubern entgehen.

Phytoplankton sucht tagsüber die Oberfläche, um Sonne zu tanken, Zooplankton steigt eher nachts auf, um Ersteres zu fressen. Tagsüber wartet es in der Tiefe und begnügt sich mit dem, was von oben herabsinkt.

Den Winter verbringt der Wasserfloh in Eiform, wenn es sein muss, jahrzehntelang, was den Zusatznutzen hat, dass ein warmer Frühling verschiedene Generationen sexuell vereint und für gute genetische Durchmischung sorgt. Den Sommer hindurch vermehrt sich das Wasserflohweibchen durch Parthenogenese; es entlässt aus seinem Bauch unbefruchtete Eier, was bedeutet, dass das geheimnisvolle Gewässer im September voller Klone ist, denen in diesem Wasser kein Fisch nachstellt. Nur dem Planktonfischer müssen sie Tribut zollen. Er zieht sein feinmaschiges Netz durchs Wasser und schöpft ein paar Kilo ab. Im Netz hocken oder stehen oder liegen

sie dann alle aufeinander, bilden eine feuchte, körnige Masse und werden sogleich in ein Wasserbecken und später zum Transport in gelbe Kanister abgefüllt, in der Tierhandlung in Styroporbehältern aufbewahrt, dann portionenweise in Wassersäcklein geschüttet und schliesslich von einem Aquarianer bunten Zierfischen zum Frass spendiert.

Im Winter, wenn die Wasserflöhe als Eier im Schlick stecken, füllt der Planktonfischer seine Netze mit Ruderfusskrebse. Die sind etwas kleiner als die Wasserflöhe, sehen aber krebsiger aus. Ruderfusskrebse reagieren empfindlich auf Temperaturschwankungen. Tagsüber lassen sie sich absinken, in der Nacht kommen sie hoch. So muss der Planktonfischer im Winter sehr viel früher aufstehen und im Dunkeln seine Netze durchs Wasser ziehen.

Für die verschiedenartigen Gewässer, die der Planktonfischer aufsucht, hat er auch verschiedenartige Methoden des Befischens. Am Weiher benützt er einen feinmaschigen Kescher an einer Stange. Im flachen Uferbereich eines Sees schlägt er einen Metallpfahl in den Grund, der als Auflage für eine etwa zehn Meter lange Stange dient, mit der er das Netz langsam im Kreis durchs Wasser zieht. Am Fluss lässt er reusenartige Netze in der Strömung treiben.

ALS PROFESSIONELLER PLANKTONFISCHER ist Marc Zeier der einzige weit und breit. Konkurrenten kamen und gingen. Zwar beschaffen sich Aquarianer ihr Frischfutter gelegentlich einmal selbst, sie gehen zum «Tümpeln», aber Marc Zeier tut es regelmässig. Er muss immer eine Fangstelle zur Hand haben, um seine Kundschaft beliefern zu können, und er hat dabei mit den Launen der Natur zu kämpfen wie Algenblüten, unterschiedlichen Wasserständen oder Strömungsänderungen, Föhnbrüchen und Bisenlagen. Rasch kann dem Süsswasserkrill die Freude am Schweben und Filtrieren genommen werden.

So ist das geheimnisvolle Gewässer für den Planktonfischer erste Wahl und sogar hin und wieder etwas zu pflegen. Früher gab es in der Schweiz viel mehr Kleinstgewässer, natürliche und künstliche, die als Stau- oder schlicht Entsorgungsbecken dienten und entsprechend nahrungsreich waren. Auf der Suche nach Fanggründen hat Zeier schon oft nicht mehr existierende Teiche und Tümpel angepeilt, die auf älteren Karten noch verzeichnet waren, aber nun verlandet sind oder entwässert wurden. Und so ist der Standort des einen oder anderen noch verbliebenen Gewässers sein Geschäftsgeheimnis. Dem Zoohändler in der Stadt will er ganz sicher nichts verraten, und sogar seine Freundin weiss nicht über alle Fangstellen Bescheid.

Nicht jede Fangstelle ist so geheimnisvoll, Plankton findet sich in fast allen Gewässern. Es lässt sich im Fluss fangen oder in ein paar Metern Tiefe im See. Der Planktonfischer braucht einfach eine genügend grosse Konzentration davon. Und wenn er sie gefunden hat, ist behutsames Einfangen gefragt. Süsswasserkrill kann nämlich sehr wohl ausweichen, und zwar nach unten. Tatsächlich füllt sich das Netz bei jedem Durchgang etwas weniger. Der Krill im Meer hat noch mehr Bewegungsmöglichkeiten, ist auch grösser, er misst einige Zentimeter und ist darum eigentlich schon Nekton. Aber die Wasserflöhe sind ebenfalls recht aktiv und bilden Wirbel-

muster, wenn man sie stört. Je länger der Planktonfischer Plankton fischt, desto mehr wird es für ihn zum Nekton, steigt ihm entgegen, kommt ihm näher und schaut ihn gar durchs Mikroskop mit grossen Augen an. Das Netz spült er jedenfalls sorgfältig aus, damit kein Wasserfloh in der Kuhweide verendet oder einsam im Laderaum vertrocknet, während seine Klone im frischen Bachwasser in den gelben Kanistern herumschweben und durch die schöne Ostschweiz kutschiert werden.

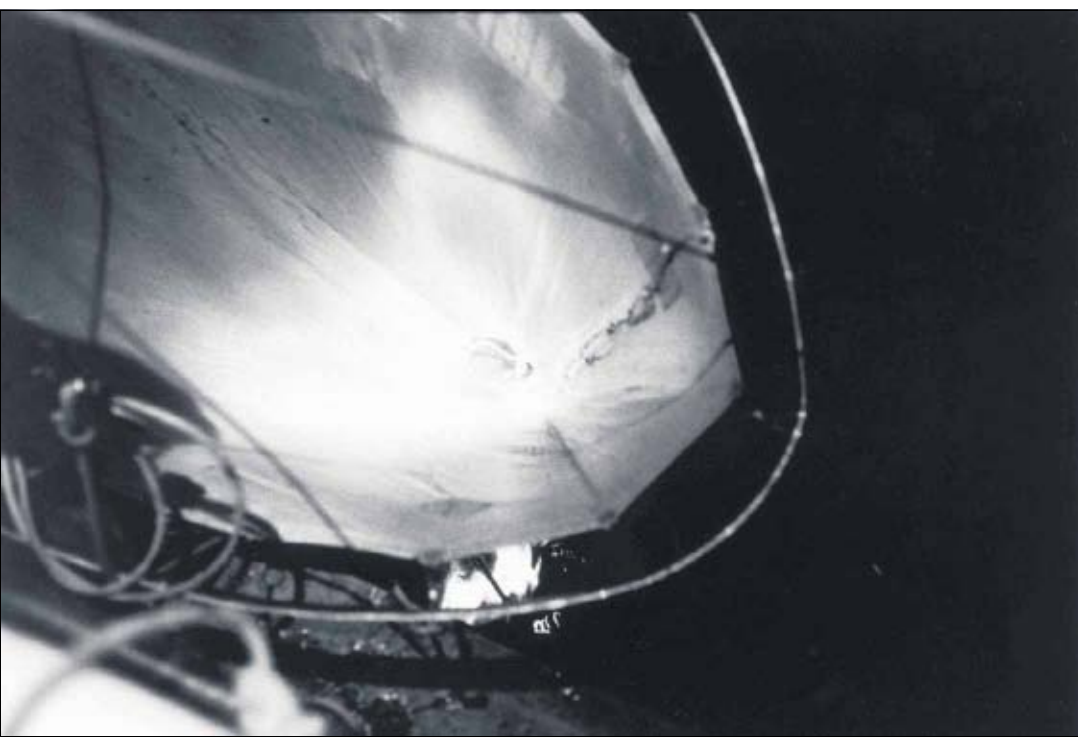
OHNE PLANKTON LÄUFT IM WASSER NICHTS. Pflanzliches Plankton, vor allem Algen, produziert fast gleich viel Sauerstoff wie die Landpflanzen, und da Eisen ein limitierender Faktor für das Wachstum von Phytoplankton ist, wurde auch schon daran gedacht, die Weltmeere mit Eisen zu düngen, um Phytoplankton besser gedeihen zu lassen und als CO₂-Depot zu nutzen. Der grösste Teil des Stoffumsatzes im Plankton wickelt sich in der mikrobiellen Schleife ab, also zwischen Algen und Bakterien. Die grösseren Formen, die Mehrzeller, Würmer, Eier, Larven und Krill, bekommen von diesem grossen Fressen im Nanobereich gar nichts mit.

Nicht Beissen und Packen, sondern Strudeln und Filtrieren ist die bevorzugte Fresstechnik im Wasser. Wale sind die grössten Filtrierer. Ein Blauwal vertilgt in den Sommermonaten täglich eine bis drei Tonnen Krill. Auch all die Korallen, Polypen, Würmer, Schnecken, Seesterne und sonstigen Stachelhäuter und Hohltiere filtrieren, ebenso des Planktonfischers Wasserflöhe und Ruderfusskrebse. Pausenlos bewegen sie kleine Borsten am Kopf und strudeln Wasser und damit die nächstkleinere Klasse Plankton heran. Sie bewegen sich halt doch selbst wie Nekton vorwärts, um frisches Wasser und damit frische Nahrung um sich zu haben.

Strudeln heisst also vor allem, die Umgebung wechseln, den Honig wegdrücken und neuen heranschaffen. Auch der Planktonfischer muss dies tun, auf seine Weise: Er bewegt sich durch leichte Luft. Drückt ein Pedal und fährt bequem auf Rädern über Land, hinten die Kanister voll Wasser, darin Plankton, das sich langsam zu Fischfutter wandelt. Wenige Kilo Futter transportiert er in vielen Kilo Wasser in schon sehr vielen Kilo Metall in hässliche Agglomerationen, wo sich Menschen einzeln als Nekton in Shoppingcenter begeben, um als Plankton gemeinsam Waren zu strudeln, tote Fische zu kaufen, die sie essen, und lebendige, die sie anschauen und füttern, meist mit Trockenfutter, aber hier und da mit frischem, gesundem Lebendfutter aus des Planktonfischers frühmorgendlichem Fang. All dies legen die Menschen in metallene Netze auf Rädern und bilanzieren an der Kasse, fahren ihr Strudelgut nach Hause, um es dort den lebendigen, bunten, von weit her gereisten Fischen ins Wasser zu schütten, die es sofort und gierig fressen, alle Klone ratzeputzen. Oder aber die Menschen geniessen ihre oberste Position in der Nahrungskette und legen sich eine herrliche Forelle blau auf den Teller.

EIGENTLICH SEHEN SIE RECHT APPETITLICH AUS, die Häuflein Plankton, die im Netz des Planktonfischers liegen. Und es ist wunderbare Nahrung, nicht nur für afrikanische und südamerikanische Zierfische in Aquarien oder schön gestreifte Zürichsee-Egli, sondern





Das Netz verbirgt die Beute im äussersten Zipfel und lässt den Planktonfischer lange im Ungewissen.



In Frischwasser, mit Schlauch und Pumpe in Kanister abgefüllt, tritt das Plankton seine letzte Reise an.

zweifellos auch für den Planktonfischer und mich. Japaner fischen Plankton, Krill, machen Paste daraus, essen diese und leben lang. Noch liegen die Fänge weit unter den erlaubten Quoten, und Krill gibt es wahrlich viel. Sollte es aber eines Tages so weit kommen, dass die ganze Welt aus Not oder Gier sich Krill strudelt, dann wäre eine solche Überfischung viel verheerender als die Dezimierung von Kabeljau und Konsorten. Der Nahrungskette würde eines der ersten Glieder entfernt.

Obwohl die Krillfischerei noch nicht in schädigendem Umfang ausgeübt wird – das Interesse daran wächst. Immer mehr Nationen versuchen sich darin und fangen Krill nicht als Menschennahrung, sondern als Futter für Fische und für Landtiere. Schliesslich hat auch die Pharmazie im Krill interessante Stoffe entdeckt. Das Fangen selbst ist etwas anspruchsvoller als der Fischfang. Kleinstmaschige Netze sind schwerer durchs Wasser zu ziehen, das zeigen die Schweissperlen auf der Stirn unseres doch recht sportlichen Planktonfischers, und die Tiere werden bei grossen Fangmengen schnell zerdrückt, weshalb man sie schon im Wasser vom Netz ins Schiff absaugt.

Dem Krill könnte jedoch die Klimaerwärmung viel stärker zu schaffen machen. Treibende Eisschollen scheinen ihm wichtige Brutplätze zu sein. Tatsächlich hat man eine Abnahme der Krillmenge in den letzten Jahren festgestellt. Das wird den Walen, Robben und Pinguinen gar nicht gefallen.

AN DEN GESTADEN DES HEIMISCHEN SÜSSWASSERS erfüllen die gelben Kanister den Planktonfischer mit Freude, die grünen begeistern ihn gar. Nicht die Füllung, diese zuweilen auch, doch die Kanister selbst haben es ihm angetan. Die Farbe, das Material, das Alter, denn die grünen Exemplare sind fast vierzig Jahre alt, bester dicker Kunststoff, saftig grün immer noch. Die andern Werkzeuge, Pumpe, Stangen und sogar die Netze, weisen ebenfalls ein beachtliches Alter auf. Zu den gelben Kanistern assortiert sich der Planktonfischer mit einem blauen Käppi. Auch sein Lieferwagen ist ihm ein wichtiges Werkzeug, und er erzählt Geschichten von dessen Vorgängern, grossen Amerikanerwagen mit einem speziell angefertigten Anhänger für die Kanister, was das Manövrieren im Gelände natürlich schwieriger machte als mit dem kompakten Lieferwagen.

Wertvolles Material auf des Planktonfischers Verteilreise mit der schwebenden Beute hintendrin sind auch die Käsewähe aus der Bäckerei in Dübendorf oder im Herbst die Trauben, die an der Ausfahrt beim Garagisten und Hobby-Aquarianer wachsen. Und natürlich behandelt der Planktonfischer die Käufer, die Zoohändler, mit grosser Sorgfalt – einer Sorgfalt, die ihm überhaupt eigen ist und der etwa die Kanister ihr langes Leben verdanken. Es ist die Sorgfalt eines Menschen, der keine Berufskollegen hat, mit denen er sich austauschen oder konkurrieren kann. Ganz allein fährt er seine Ausrüstung in der dunklen Nacht durch die Landschaft. Mit seinen Gerätschaften, den Kanistern, Netzen, Seilen, der Pumpe, und dem Auto ist er bei jedem Wetter unterwegs, um Geld zu verdienen.

Die wenigsten Zoohändler wissen vom anderen Leben des Planktonfischers, von seinem Künstlerdasein, worin man ebenfalls

oft auf sich gestellt ist, aber immerhin in einem «Kuchen» verkehrt. Und die wenigsten machen den Eindruck, als ob das für sie von Interesse wäre. Auch das Planktonfischen selbst interessiert sie nur mässig; von all dem betriebenen Aufwand wollen sie lieber nichts wissen, vielleicht aus reinem Selbstschutz, um guten Gewissens den Preis drücken zu können.

EINE ZOOHANDLUNG, selbst eine mit Aquarien und Fischen drin, hat meist diesen etwas provinziell bünzligen Charme, der scheinbar keine Rücksicht auf Farbe und Form nimmt, sondern ein grosses Mischmasch produziert, erfüllt von Trockenfuttergeruch. Die Fische sind das mit Abstand Schönste darin und bisweilen überaus faszinierend. Es ist eine Welt, wo Schönes und Wohlgeordnetes in oft geschmacklosen Gefängnissen gehalten wird.

Das setzt sich in der Umgebung der Zoohandlung fort, häufig Einkaufszentrum, gut erreichbar mit dem Auto, damit die zumeist grossen Gerätschaften abtransportiert werden können. Es sind Orte, die immer wieder von neuem faszinieren durch ihre Unansehnlichkeit, vor allem in einstmalig so schönen Landschaften, wie sie um das geheimnisvolle Gewässer herum noch in ursprünglicher Art zu finden sind.

In ihrem etwas provisorischen Stil präsentiert eine Zoohandlung nicht nur die Ware, sie verkauft auch Infrastruktur zu deren Erhalt und zeigt ihre eigene ziemlich hemmungslos. Allerlei Schläuche und Pumpen quellen und surren, um das Leben frisch und gesund zu erhalten. Dazwischen schwimmen in Plasticsack die Wasserflöhe des Planktonfischers. Eine Zoohandlung lebt davon, Leben zu verkaufen. Und vielleicht sind Zoohandlungen die heimlichen Inspirationsquellen von Science-Fiction-Autoren.

Ob der Planktonfischer in seinem andern Leben eines Tages die Schönheit der Zoohandlungswelt dar- oder umstellen wird? Er ist vielleicht schon auf dem Weg dahin, denn seine prämierte Installation umfasst einen Tisch mit darauf abgelegten Fischerstiefeln, zwei algengrünen Probegläsern und zwei Monitoren; in einen zieht der Planktonfischer im Dunkeln schemenhaft seine Netze hoch, im andern strudeln die Krebslein im Infrarotlicht. Zwei Kabel führen unter den Tisch zu Lautsprechern, eingebaut in zwei der so geschätzten gelben Kanister, die einen wunderbaren Resonanzraum abgeben für das Geschabe der Krebse. Und wenn er eines Tages den Arbeitsgang fortsetzt und bei der Darstellung der Zoohandlung angekommen ist, lässt sich vielleicht daraus etwas Trost gewinnen über den Verlust der Schönheit, die unsere Vorfahren noch in ihrer Landschaft vorfanden und die wir mit architektonischen und infrastrukturellen Sammelsurien bedecken, die offensichtlich ohne Zusammenhalt sind, keine Ordnung ergeben, haltlos und daher hässlich erscheinen.

ES IST DIE FREIHEIT, DIE MIT DER SCHÖNHEIT WETTEIFERT und diese durcheinander bringt. Es ist die Autobahn in die Ostschweiz, die Dinge und Leben versetzt, die Mahlstrom wird für Plankton wie Wasserflöhe und Nekton wie den Planktonfischer. Die Strasse, der nahe Flughafen und die Eisenbahn sind es, die fremde Materialien und fremde Ideen, fremde Fische und fremde

Wasserflöhe ins Shoppingcenter der Agglomeration spülen, wo sich alles neu zusammenstellt über den Parkgaragen und zwischen den Notausgängen.

All diese Gebäude und Verkehrswege werden aus Gebirgen herausgegraben und als Schotter, Sand oder Pulver auf Wegen abtransportiert, die aus denselben Gebirgen ausgeschlagen wurden. Angekommen in den neu zu besiedelnden Gebieten, werden die planmässig herangestrudelten Gebirgsteile ebenso planmässig zu grossen Strudeltempeln aufgebaut und durch gut gelenkte Warenströme möglichst lange frisch gehalten. Der Planktonfischer, der die gebauten Hüllen mit Fischfutter belebt, sucht als Künstler gern die im Gebirge zurückgelassenen Fehlstellen auf, nämlich die künstlichen Höhlen eines Steinbruchs. Darin wirft er Steine herum und notiert die Resonanz mit Mikrofonen oder widmet sich dem Aufprall eines Wassertropfens nach seinem Fall durch den herausgehauenen Raum. Ein Tropfen, der Stalagmiten bilden hilft, die die Höhlen langsam wieder füllen werden, oder der Wellen schlägt im Tropfenmeer am Höhlenboden und dem Künstler dies ebenfalls durchs Mikrofon mitteilt. So strudelt der Planktonfischer auch als Künstler gern in Feuchtgebieten, strudelt Geräusche, Klänge und Bilder, um die Beute zu Hause im Atelier in neue Schwingungen zu versetzen und sie als Ton- und Videokunstwerke in musische Gefangenschaft zu führen.

EIN PAAR WOCHEN SPÄTER macht ein Bachwasser dem Planktonfischer gar keine Freude. Es ist morgens um fünf, kalt und feucht. Sturmlampen blinken, als er etwas vor sich hin fluchen muss beim Betrachten der Ausbeute, die er eben an einem Seeausfluss abgefischt hat. An einer über den kleinen Fluss gespannten Seilkonstruktion hat er drei Netze wie übergrosse Zwergenkapfen im Wasser treiben lassen und nach einer halben Stunde ein erstes Mal wieder hochgezogen. Der tiefe Wasserstand hat die Netze nur unvollständig sinken lassen. Ihre runden Öffnungen, von Metallreifen bis zu einem Meter Durchmesser aufgespannt, ragen aus dem Wasser, so dass Schilf in die Netze treibt. Und unter dem Schilf zeigt sich zu allem Überdross bloss ein kleines Häuflein Plankton, vermischt mit Pflanzensamen. Es sind hauptsächlich Ruderfusskrebse, die Winterbeute. Noch dreimal senkt er die Netze ins Wasser, und immerhin füllen sie sich mit etwas mehr Futter für all die Zierfische in den schön geheizten Stuben der Aquarianer.

Schwimmt später das Plankton in den Styroporbehältern, ahnt keiner, was es alles brauchte, um es zu fangen und auszuliefern. Wie viel ungemütliche Arbeitszeit, vor allem im Winter, und welche Launen der Natur dabei in einen regelmässigen Ertrag verwandelt werden müssen. Darum haben die Gerätschaften stets funktionsfähig zu sein, ihrem Alter zum Trotz. Der Planktonfischer ist eng mit ihnen verbunden. Jeder Arbeitsschritt hat sich ihm eingegrant. Und mit Schrecken denkt er daran, dass er eines Tages den alten, zerbeulten Messbecher vergessen könnte.

Verantwortlich für diese Beilage:
Margret Mellert, Christian Güntlisberger

